

B
91(L)

An der Ostsee.

Von
Johanna Conradi.

Mitau,
gedruckt bei J. S. Steffenhagen und Sohn.
1888.



FERD. BESTHORN

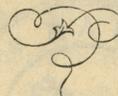
116.901

B
91 (L)

An der Ostsee.

Don

Johanna Conradi.



Mitau,

gedruckt bei J. f. Steffenhagen und Sohn.

1888.

ПРОВЕРЕНО
1949 г.

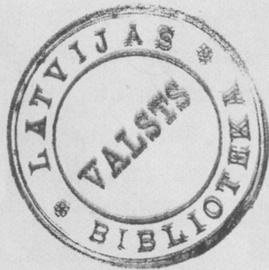
L. V. B.
№ 11. 16.90

28

56

60.

Дозволено цензурою. Рига, 20-го Января 1888 г.



Vorwort.

Es sind bald 25 Jahre vergangen seit die Verfasserin die nachfolgende Schilderung unserer livländisch-kurischen Küste für den Rigaschen Almanach geschrieben, eine Schilderung, welche in Betrachtung der Ergebnisse fortwährender menschlicher Thätigkeit veraltet erscheinen könnte, wenn nicht die natürliche Beschaffenheit unseres Strandess dieselbe geblieben wäre, und er auf ziemlich weite Strecken hin dem einheimischen, wie dem fremden Badegast nicht meistens noch ein unbekanntes Gebiet wäre. Manche daraus hervorgehende Bemerkung oder Frage erinnerte die Verfasserin an jenen Aufsatz, welcher aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen, auch heute noch einiges Interesse erregen und einigen Aufschluß über die Fortsetzung der kurischen Küste jenseit der von Dubbeln westlich gelegenen Landspitze geben könnte.

Alle Errungenschaften der heutigen Cultur, wie Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, alle Verschönerungen durch Gartenanlagen und elegante Villen, alle Freuden und

Leiden des gesellschaftlichen Verkehrs sind den Badegästen Dubbelns und seiner Nachbarorte bekannte Dinge; sie zeigten ihre Anfänge schon vor 25 Jahren und machen heute dieses Stück livländischer Küste mit den vielen Tausenden seiner Sommergäste zu einer Merkwürdigkeit.

Dankbarkeit für wiedergewonnene oder befestigte Gesundheit, Hoffnung auf Genesung oder bloße Freude an der Zwanglosigkeit des Strandlebens ziehen immer zahlreichere Gäste von nah und fern herbei. Mögen ihnen diese Blätter freundliche Erinnerungen wachrufen. Dem ganz Fremden können sie den eigentlichen Führer durch die verschiedenen Ortschaften, den Rathgeber für das Badeleben mit seinen Forderungen nicht ersetzen.

10. November 1887.

Die Verfasserin.

Gewiß hast Du, lieber Leser, unsere Ostsee auch gesehen, Dich auf ihren Wellen geschaukelt, in ihrer klaren Fluth gebadet, oder, an ihrer stillen Küste wandernd, den Blick sehnsüchtig über die blaue Wasserfläche schweifen lassen, wenn sie im hellen Sonnenlicht mit weißflimmernden Sternchen überfäet schien, oder in kühler Morgenstunde blaßblau und grün gestreift fast regungslos da lag, oder auch, vom Sturm gepeitscht, in Brandungswellen empor-schäumend, die sandige Küste, sich überstürzend glättete. Hast Du in kalten, harten Wintertagen der weichen Seeluft, der sonnigen Tage vergessen, da Du, Stärkung suchend, weiltest am tannenbewachsenen Strand, in dem bretternen Häuschen oder der schwarzberäucherten Bauernhütte, auf hölzerner Bank sitzend, auf härterem Lager ruhend, aus einfachem Geschirr essend und trinkend, in freiwilliger Entbehrung der eigenen Weichlichkeit spottend? Hast Du dieses Alles in kalten, dunklen Wintertagen vergessen, lieber Leser, so gönne ich Dir einen Hauch der eben herüberströmenden Seeluft, den ich aufbewahren möchte in diesen Blättern, damit die Sehnsucht wieder erwache, abzuschütteln Alles, was Gewohnheit Dir angehängt, was Sorgen Dir aufgeladen, was Menschen Dir angethan, und wiederzukehren an die Ufer des herrlichen, ewigen Meeres, Dir den Leib zu stärken und die Seele für das Thun und Treiben drinnen im Lande, für das Wirken und Sorgen, das Rathen und Handeln, das immer drängende, treibende Menschenleben.

Wie sehen die großen, weiten Weltmeere so hochmüthig herab auf unsere Ostsee! Wie ist noch Nachbarin Nordsee stolz auf ihre Tiefe, ihre Ebbe und Fluth und ihre Weltstraße! Wie thut das schönheitstrahlende Mittelmeer, als hätte es nie gehört von der kleinen, kalten, unscheinbaren Genossin unter Europa's Meeren.

Aber was ist denn klein, was ist denn groß in dieser engen Welt, die wir Erde nennen? Diese kleine Ostsee, uns ist sie das große, gewaltige, ewige Meer, das den Himmel trägt am Saume des fernen Horizonts, und uns die ziehenden Wolken herübersendet und die segelnden Schiffe vorbeiträgt in die Ferne. Und wenn die Fluth sanfter schlagen an unsere sandige Küste, wenn Ebbe und Fluth nicht wechselnd fliehen und nahen, wenn uns fehlen die Wunder der Tiefe und ihre Schrecken, so laßt uns dennoch freudig dankend es ehren und lieben, das theure Meer! Bringt es uns doch den frischen Hauch des Geistes nur desto leichter herüber aus fernem Land!

Ist unsere ganze Ostsee schon ein enges Gebiet, so ist das Stück ihrer Küste noch viel kleiner, welches ich mit Dir, lieber Leser, durchwandern möchte, flach und sandig der Strand, mit wenig Unterbrechungen überall von tannenbewachsenen Dünen umsäumt, in der Nähe der breiten Mündung des Dünastromes auch dieses ärmlichen Schmuckes noch entbehrend. Und doch möchte ich Dich, lieber Leser, an diesem einförmigen Meeresufer von Riga bis zur äußersten Spitze Kurlands führen, im Anfange nur flüchtig betrachtend, weil Du die Gegend vielleicht besser kennst als ich, im Weiterschreiten aber doch manche Dir bisher unbekannte Strecke, manchen Ort berührend, der Dir entweder fremd ist, oder von Dir vergessen wurde im Laufe der Jahre.

Wer aber möchte hier wandern, der von Finnlands felsigen Küsten, von Schwedens blätterreichen Gestaden kommt, oder auch nur Est- und Livlands malerische Uferlandschaften gesehen? Nur der nach Lust und Licht lechzende Städter, dem ein wenig Waldesgrün und das blaue Meer die Sehnsucht stillen, der folge mir getrost, und ruhe mit mir an manchem freundlichen Plätzchen aus, das der gefellige Mensch, wie arm auch die Natur seines Landes sei, sich zu schaffen weiß, wohin er auch komme. Ja, wunderbarlich wird es dem Wanderer scheinen, daß gerade die, links von dem Ausfluß der Düna nach Kurland hin sich ziehende Küste vorzugsweise die Ansiedelungen der Meerwasserfreunde anzog und, wenn auch in immer größeren Zwischenräumen, fast bis zu der weit ins Meer hinausreichenden, viel gefürchteten Landspitze von Domešnees, überall wo nur ein Fischerdorf sich in den Tannenwald hineinbette, auch einzelne Badegäste noch aus dem Innern des Landes hervorlockte.

Von Riga nach Domešnees zu wandern! Eine wunderliche Zumuthung, lieber Leser, in einer Zeit wie die unsrige, da man auf Dampfes Flügeln in wenig Stunden mitten in den Weltverkehr hinein sich versetzen kann, da eine Fülle der verschiedensten Bilder an Deinem Auge vorüberzieht, sobald Du Dich im Waggon der Eisenbahn kaum eingerichtet hast. Folge mir dennoch getrost; die Reise dauert eine Stunde durch diese Blätter und führt Dich vielleicht an manchem Orte vorbei, an den sich die Erinnerung von einem Stückchen Deines Lebens heftet, froh oder traurig, heiter oder trübe. Knüpft doch mancher Faden sich an im bunten Treiben der Menge, wie in dem kleinen, traulichen Kreise, der sich sammelte in sommerlicher Muße, mancher Faden, der sich durch Dein ganzes Leben zog, oder wol gar zum dauernden Band sich verwob, von dem Du gerne Dich zurückleiten läßt an die Stelle, wo es gesflochten.

Wir beginnen die Reise, indem wir eines der kleinen Dampfschiffe besteigen, welche täglich zwischen Riga und Dubbeln hin und her gehen, bei gutem Wetter nach einer kurzen Seefahrt in die breite Mündung der Na lenken, bei starkem Winde aber durch den in die Düna fallenden Arm derselben gehen. Für viele Badegäste ist, seitdem diese regelmäßigen Fahrten eingerichtet worden, die Möglichkeit gegeben, Morgens zu ihren Geschäften in die Stadt, Abends wieder hinaus zu ihren harrenden Familien in die ländliche Wohnung zu kommen. Mancher verläßt auch wohl das Schiff, ehe der donnernde Kanonenschuß die Ankunft desselben in der belebten Sommerstadt verkündet, schon in der Gegend von Bilderlingshof,*) wo sich diejenigen Badegäste niederlassen, welche in möglichster Nähe von der Stadt und doch in ländlicher Stille leben möchten. Die Mehrzahl der Reisenden aber läßt sich von der versammelten Menge am Landungsplatz von Dubbeln begrüßen, wo ein Kanonenschuß seine Annäherung, ein zweiter seine Ankunft verkündet.

Es gehört zu den täglich wiederkehrenden Vergnügungen am Badeort, sich bei der Ankunft der Schiffe am Ufer zu versammeln wohin man von allen Seiten nur durch tiefen Sand gelangen kann. Wer Bekannte erblickt, drängt sich wol zu einem flüchtigen Händedruck heran; Fremde werden gemustert, Familienglieder jubelnd

*) Jetzt durch Edinburg und Majorenhof mit Dubbeln verbunden.

empfangen, Neuigkeiten im Fluge aufgefangen. Nach allen Seiten hin sieht man darauf auf schmalen Brettersteg die Angekommenen ihren Wohnungen zueilen, den Reisefack in der Hand oder Koffer und Schachteln im Gefolge. Nah und fern ist Alles in Bewegung, eine Viertelstunde später der weite sandige Platz wieder verödet, was er auch bleibt, bis zur Abfahrt geläutet oder die Ankunft eines andern Schiffes abermals durch Kanonenschüsse verkündet wird.

Er hat übrigens etwas Tragisches in seinem Schicksale, dieser sandige Uferplatz, der unaufhaltsam seinem drohenden Untergange entgegen geht. *) Wenn Du, lieber Leser, dem Laufe der kurischen Na auf der Karte bis zu ihrer Mündung folgen willst, wirst Du sie zuletzt ganz nahe am Meeresufer, nur durch eine Kette waldbewachsener Dünen von demselben getrennt, eine Strecke von einigen Meilen nordöstlich laufen sehen, nachdem sie von Mitau bis Schlock einen Bogen nach Norden machte. In diesem nordöstlichen Lauf nun windet sie sich noch mehrere Male, am schärfsten nach Osten gerade bei Dubbeln, wodurch ein breiter Wasserspiegel entsteht, welcher die Ansiedler gerade anlocken mochte, bald genug aber das drohende Verderben ahnen ließ.

In jedem Frühjahr, wenn das durch den trägen Fluß lange aufgehaltene Eis sich in Bewegung setzt, kommt es noch wenig gebrochen an diese Wendung und stößt mit seiner ganzen Gewalt an das linke Ufer, welches sich hier in einem ziemlich scharfen Winkel nach Osten wendet und in seinem lockern Sande keine Widerstandskraft entgegensetzen kann, da auch die Wurzeln der Bäume, hier ausschließlich Nadelholz, nur auf der Oberfläche in einander verschlungen sind. Vergebens grub man vor einigen Jahren einen breiten Canal durch die gegenüber sich jährlich vergrößernde Halbinsel; Wasser und Eis behalten eigensinnig den alten Weg bei, und nagen und reißen fortwährend an dem linken Ufer, an welchem, wie sich ältere Besucher des Orts erinnern werden, ein Waldstreifen nach dem andern, ja sogar ein Haus nach dem andern schon in die unerbittlichen Fluthen sank. Auch die Landstraße nach Riga hat längst verlegt werden müssen, weil die alte theilweise einstürzte.

Ernstliche Beratungen haben stattgefunden über die Mittel, dem drohenden Untergange eines Theiles dieses Lieblingsbadeortes der Rigaer zu steuern. Man versuchte, dem Sande durch ein-

*) Gegenwärtig durch den Damm der Eisenbahn geschützt.

gerammte Balken einige Festigkeit zu geben; aber auch das erschien nicht genügend. Kühnere Rathgeber schlagen vor, das alte Bett der Na bei Schlock, welches vor Jahrhunderten versandete, wieder zu öffnen, wodurch Dubbeln zwar vor Einsturz gerettet, dagegen aber um seine ganze Dampfschiffahrt, welche die Blüthe des Ortes hervorgerufen hat, gebracht würde. Man sieht, daß es immer schwer ist zwischen zwei Uebeln zu wählen.

Wie es da ist, dieses freundliche Badestädtchen, genießt es die bewegliche Bevölkerung nach bestem Vermögen, sich des Heute erfreuend, das Morgen sorglos der Zukunft überlassend. Nur die Hausbesitzer, welche im eigentlichen Sinne des Wortes hier auf Sand bauten, haben keine rechte Freude mehr an der Gegenwart. Die Geschichte des Ortes hat sich rasch vollendet. Die noch lebende Generation hat das allmälige Wachsen aus kleinem Anfang, dann die üppige Blüthe gesehen; möge die trübe Ahnung baldigen Verfalles verfrüht erscheinen!

Wir sind sinnende Wanderer und halten uns bei dem geselligen Treiben der Bewohner nicht lange auf. Wo das Zusammenleben der Menschen über den Familienkreis hinausgeht, giebt es überall dieselben Vergnügungen in mehr oder weniger glänzender Gestalt: Musik und Tanz, Karten und Würfel, Concerte und theatrale Vorstellungen. Dubbeln hat für dieses Alles zweckmäßige, und vergleichungsweise großartige Anstalten. Wir sitzen ein Stündchen unter den Tannen auf den hohen Dünen, während ein gutes Orchester vor den versammelten Badegästen spielt, blicken links hinab auf das stattliche Gesellschaftslokal, das sogenannte Actienhaus und seine freundliche Umgebung, rechts auf das blaue Meer; und das Meer lockt mächtiger an sein Ufer, als die rauschenden Vergnügungen in ihren Kreis, und wir steigen hinab in die bretteerne Stadt von Badehütten und Badewagen, welche um die Musikstunde still und verlassen ist.

Wir wandern am Strande weiter und weiter und begegnen häufig noch städtisch gepuzten Menschen, die zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen sich zwischen Dubbeln und den, jetzt fast mit demselben vereinigten Badedörfern Karlsbad und Assern hin und her bewegen. Wie bei dem Hauptorte, so ist auch hier, vom Meere aus, die Existenz des Badeortes nur aus der großen Anzahl der Badehütten zu errathen. In der Absicht, vor den oft auch vom Meere herüberwehenden Winden sich zu schützen, hat man,

dem Beispiele des Fischervolkes folgend, sich fast durchgängig hinter den Dünen, landeinwärts, angebaut, damit aber den Hauptreiz unseres Strandlebens, den immerwährenden Anblick des Meeres sich verschlossen. Mit Mühe und großen Kosten hat man manche der kleinen Niederlassungen mit einer üppigeren Vegetation zu schmücken gesucht, als sie die Natur in diesem Sumpf- oder Sandboden von selbst bieten wollte, während man die erhabene Schönheit des unbegrenzten Horizontes freiwillig floh.

Hinter diesem Dünenwall nun herrscht überall reges Leben. Eigens für Badegäste gebaute Wohnungen werden von den Bauern der Fischerdörfer vermietet, andere von ihren städtischen Eigenthümern selbst eingenommen. Die Bewohner Liv- und Kurlands, sonst ohne besonders lebhaften Verkehr mit einander, begegnen sich hier zu Lande und zu Wasser in dem lustigen Sommermonat, welcher weit und breit der Erholung und der Freude gehört und aus dem Binnenlande die verschiedensten Elemente hierher lockt zu kurzem Zusammenleben.

So weit die livländische Küste nach dieser Seite reicht, bis in die Gegend des Brunnenortes Kemmern, reiht sich Dorf an Dorf, in welchem die Badegäste, mehr oder weniger zahlreich, wohnen. Die Nähe des Meeres, dieses großen Heil- und Stärkungsmittels, hat in den baltischen Landen die Ueberzeugung allgemein gemacht, in den schwachsalzigen Fluthen, den leise bewegten Wellen des rigaschen Meerbusens, wie in den unruhigeren Gewässern der offenen See, sei Heilung für die meisten Uebel, Stärkung für alle Schwächen zu finden. Wer durchaus nicht baden darf, läßt sich wenigstens die Seeluft verordnen, das behagliche Dahinleben oder die Zerstreuung heiterer Geselligkeit.

Die Nähe der beiden Städte Riga und Mitau, der durch die Dampfschiffahrt erleichterte Verkehr mit denselben erklärt dieses Zusammendrängen der Badegäste auf eine Küstenstrecke von wenigen Meilen. Von Dubbeln nach Karlsbad, von hier nach Aßern und weiter nach Neeksting und endlich nach Kaugern, wo einige Wohnungen den einzigen Vorzug der freien Aussicht auf das Meer, sonst aber eine trostlose Umgebung, nichts als Sand und immer Sand haben, weshalb sie von dem wohlhabenderen Publikum fast verlassen sind, wandern wir entweder dicht am Meere oder auf dem belebteren Landwege hinter den Dünen. Von Dorf zu Dorf bemerkt man eine Abnahme des lebhaften Treibens der Gäste.

Hinter Kaugern sehen wir, ans Meer hervortretend die freundlichen, aber wenig zahlreichen Häuser von Pihkstoneek, welches nur durch die nach Kemmern vorbeiführende Straße noch in lebhafterem Verkehr mit dem Gewühl des Badelebens ist. Bei Biggaun vorbei geht der Weg hinter Lappmesche und der ins Meer vortretenden Landspitze*) von Raggezeem landeinwärts bis zu der Straße, welche von dem einige Werst vom Strande entfernt liegenden Brunnenorte Kemmern ans Meer führt.

Bei dem nahen Latsche-Bach beginnt die Küste von Kurland; aber der Kurländer schlägt gedemüthigt die Augen nieder, wenn von dem bunten Treiben am Gestade der Schwesterprovinz die Rede ist; denn an dem ganzen weiten Küstenbogen, der sich von hier bis zur Landspitze von Domesnees ausdehnt, kann er keinen Badeort mehr aufweisen, welcher so besucht und so ansehnlich wäre wie die livländischen.

Wo wir Kurland betreten, ist die Küste vollkommen glatt und zieht sich mehrere Meilen weit hin, ohne dem Auge einen andern Ruhepunkt zu bieten als die ferne Landspitze von Angern, die waldigen Dünen und das Meer. Hier und da führt ein Sandweg über oder zwischen die Dünen landeinwärts, da die Meeresküste zugleich die Landstraße für einen bedeutenden Theil von Kurland ist. Kümmerlich windet sich wohl auch ein kleiner Bach mühsam durch den Sand ins Meer. Die geringen Unebenheiten seiner Mündung vermeidend, machen Pferde und Wagen einen kleinen Umweg durchs Meer, dessen Boden oft mehr als hundert Schritte vom Ufer noch flach unter dem Wasser liegt. Der Reisende freut sich, wenn kurz vorher lebhafter bewegte Fluthen den Sand der wechselnden Landstraße getränkt und dadurch fest und glatt gemacht haben, so daß die Räder geräuschlos, aber rasch über den elastischen Weg rollen. Bei lange dauernder Windstille muß jeder Wagen sich mit trostloser Langsamkeit durch den ausgetrockneten Sand schleppen, und dieselbe Landspitze steht dem Reisenden lange vor Augen, ehe er eine Annäherung merken kann.

Wenn Du, lieber Leser, des träumerischen Anschauens der weiten Meeresfläche müde, eben im Begriff bist, Kurlands friedliche Küsten recht langweilig zu finden, erinnern Dich einige auf

*) Links von Dubbeln aus sichtbar.

den gelb hervortretenden Sandhügeln an Pfählen ausgespannte Netze, und einige Lücken im Tannenwalde an die Nähe menschlicher Wohnungen. Einzelne Badehütten, oft nur aus Strauch geflochten, erzählen von Gästen, welche, Einsamkeit suchend, oder der Geldmittel ermangelnd, in dem nahen Dorfe Purrezeem, ungefähr zwei Meilen von der livländischen Grenze, ein Bauernhaus bewohnen.

Es ist nicht gar lange her, vielleicht dreißig Jahre, daß, bis auf wenige Ausnahmen, auch der reiche Badegast an der ganzen kurischen Küste des Meerbusens nicht anders wohnen konnte, als in dem schwarz beräucherten Bauernhause, welches, im Winter von dem ganzen Gesindepersonal bewohnt, zugleich ein Aufenthalt des verschiedensten Ungeziefers war. Man schickte dann wohl, wo es möglich war, ehe man die Wohnung bezog, ein paar Leute voraus, welche die schwarzen Wände mit Kalk übertrüchend, ihnen einen Schein von Reinlichkeit gaben, welcher allmählig wieder verschwand, da im Laufe der Badezeit die Gäste selbst die vergängliche Tünche bei jeder Berührung der Wände wieder abwischten. Die Bauern räumten dann nicht nur das Wohnhaus, sondern auch die sogenannte Kleele, das in dieser Jahreszeit leere Wintermagazin. Der Hofplatz wurde gefegt und gesäubert, wohl auch ein paar abgehauene Birkenbäumchen vor die Eingangsthür gesteckt. Irgend eine abgelegene Hütte, welche im Winter nur zur Aufbewahrung des Fischergeräthes diente, wurde für einen Monat die Wohnung des Gesindepersonals. Die im Sommer halbnackten Kinder erhielten die Weisung ihren Spielplatz zu verlegen; nur die an vertrauliche Gemeinschaft gewöhnten Schweine wollten sich oft der neuen Ordnung nicht fügen und erschienen immer und immer wieder vor den vornehmen Gästen.

Mit ausgespannten Bettlaken und angenagelten Brettchen wurde darauf die neue Einrichtung geordnet. Man schätzte sich glücklich, wenn man einen frisch gewaschenen Schrank oder eine kleine Speisekammer zur Benutzung erhalten konnte. Der große Tisch der Bauernstube wurde der Mittelpunkt für die Versammlungen der neuen Einwohner. Auf den ihn umgebenden langen Bänken sitzend, lehnte man sich entweder mit dem Rücken an das mit trüben kleinen Scheiben versehene Fenster, oder hatte gegenüber sitzend die Aussicht auf den Hof oder ein mit Sonnenblumen, Moh'n und Unkraut geschmücktes Gärtchen.

Und wie lebten nun die Badegäste in diesen ärmlichen Wohnungen? Das will ich Dir, lieber Leser, beschreiben, wenn Du mit mir noch weiter wandern willst. Eine Werst von Purrezeem entfernt, liegt Apschen, wo wir auf dem hier etwas höheren Sandufer ein Gebäude stattlicheren Ansehens erblicken, den sogenannten Saal, welcher den Gästen aus den naheliegenden fünf oder sechs Bauerhöfen zum Versammlungsorte dient und von dem Besitzer des Gutes Zerzten, zu welchem das Dorf gehört, erbaut wurde und bis heute erhalten wird. Ohne Ansprüche auf Eleganz und Comfort nach heutigen Begriffen, ist es doch ein freundlicher Punkt mit der weiten Aussicht von dem balconartig eingefassten Vorplatz, und mancher ehemalige Badegast denkt oft und gerne an heitere Stunden, im Kreise von Freunden und Verwandten dort verlebt.

Wir halten uns indessen hier nicht länger auf, denn wir eilen Plönen zu erreichen, den eigentlichen Vorort und Mittelpunkt kurischen Badelebens, wenn wir das mehr städtische der beiden Seehäfen Libau und Windau ausnehmen, und uns nach unserem Vorsatz auf den sandgesäumten Meerbusen beschränken. Wenn in Apschen die Colonisation sich in einer Waldlücke auf die Dünen hinausgewagt hat, zieht sie sich hier in Plönen wieder zurück hinter die schützenden Hügel, auf grüne Grasplätze, an den Rand von Feldern und Wiesen, in den Schatten uralter Erlen und Weiden.

Das heutige Plönen begrüßt gar freundlich den durchziehenden Wanderer, wenn er die Straße daher, über den Erlenbach, dem Fischerdorf und seinem Sandhügel vorbei kommend, bald rechts auf dem Dünenabhange unter alten Fichten, links auf grünem Rasenplatz im hellen Sonnenschein, oder im Hintergrunde, von Baumgruppen halb verdeckt, freundliche Sommerhäuser erblickt, aus deren hellen Fenstern heitere Badegäste schauen, wenn sie nicht in den geräumigen Vorhallen ihrer Häuser, oder unter den schönen alten Erlen, im Mittelpunkt der neuen Niederlassungen, vor dem ländlich aussehenden Gesellschaftshause versammelt sind, wo zu bestimmten Stunden ein kleines Orchester oft recht gute Musik hören läßt.

Es ist hübsch hier, lieber Leser, und scheint freundlich und gastlich; wenn Du aber ein Fremder bist, und denkst hier einige Tage zu ruhen und Dich an dem geselligen Treiben zu ergötzen, so müssen wir Dich vor Täuschung warnen und Dir rathen zurück-

zukehren in das zugänglichere Gebiet der früher genannten livländischen Badeörter, oder wenn Du nicht Erholung allein suchst, sondern wißbegierig auch die Fortsetzung unserer Küste kennen lernen willst, weiter zu gehen am Strande.

In Plönen ist erweitertes Familienleben, wie es in ganz Kurland mit seinen Licht- und Schattenseiten eigentlich allgemein ist. In der Stadt wie auf dem Lande, auf Reisen wie zu Hause, am Badeort wie im Innern des Landes, hat der Kurländer die Neigung, sich in geschlossenen Kreisen zu bewegen, sich eng an Gleichartiges anzuschließen und das Fremde abzuwehren. Man hat dieses lange für eine heilsame Neigung gehalten, und es sind die guten Seiten derselben auch nicht zu verkennen. Leider liegt aber die Schattenseite dicht daneben in dem Umstande, daß man im eng gezogenen Kreise auch das Verlangen verliert, das in demselben Mangelnde von außen zu ergänzen, weil man den Maßstab verloren, der nur durch Vergleichung mit dem Abweichenden oder Entgegengesetzten gewonnen wird.

So ein Stück abgeschlossenen Lebens nun wohnt in dem freundlichen Plönen, dessen gegenwärtiges Aussehen übrigens kaum an seine Vorgeschichte erinnert. Hier war es, wo noch vor nicht langer Zeit jene Contraste am wunderbarsten hervortraten, die durch das Verpflanzen der eleganten Welt in die niedrigen Bauernhütten entstanden. Das neue Plönen besteht, wenn wir nicht irren, aus achtzehn größeren und kleineren Häusern, welche fast ausschließlich kurischen Gutsbesitzern gehören und zum Theil erst im Laufe der letzten Jahrzehnte erbaut wurden. Vorher lebten jährlich viele, mehr oder weniger reiche Familien vier Wochen lang in den Bauerhöfen des nahen Dorfes, welche, wie schon erwähnt, nothdürftig eingerichtet wurden. Dennoch brachte man alle Sitten der großen Welt mit. Die elegantesten Equipagen fuhren mit schönen Damen in glänzender Toilette von einer Hütte zur andern; feingekleidete Herren, mit Glacéhandschuhen und hohem Hut, bückten sich tief, um durch die niedrige Thür in eine Bauernstube zu treten, wo sie von der Dame des Hauses mit dem Ceremoniel der Residenz empfangen wurden; denn die erste Pflicht aller aus dem Innern des Landes hier sich sammelnden Badegäste war das sogenannte Visitenmachen, worauf erst die Anordnung der regelmäßig wiederkehrenden Vergnügungen getroffen werden konnte.

Ehe das jetzige Gesellschaftshaus erbaut wurde, fanden die vielbesuchten Sonntagsbälle in einem Lokale statt, welches über dem Stalle des sogenannten „großen Kruges,“ unmittelbar unter dem Dache sich befand, und zwar Raum genug für die oft sehr zahlreiche Gesellschaft, aber, wie man sagt, oft auch eine Luft hatte, welche das Eau de Cologne der batistenen Taschentücher schöner Damen ohnmächtig erscheinen ließ.

An schönen Abenden in der Woche war Musik und Conversation „unter den Erlen“ auf grünem Rasen. Spazierritte und Ausfahrten füllten die Tage aus, neben dem sonst pflichtmäßigen zweimaligen Baden, und die Großmütter unserer Generation erzählen noch mit Vergnügen von jener glänzenden Zeit.

Eine wichtige Rolle in den Erinnerungen der ältesten Anhänger des Orts spielt der Besuch der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Alexanders I. Jedermann zeigt noch die Stelle, wo man einen Fahrweg zum Meere für sie durch die Sandhügel grub, und in dem nahen Privatgute Plönen, welches sie während der Badezeit bewohnte, steht noch ein jetzt unersteigbares Belvedere, von dessen Balcon die hohe Frau auf die liebliche Gegend umher geschaut haben soll. In späteren Jahren hat noch die Prinzessin von Württemberg, nachherige Herzogin von Koburg, hier gebadet, welche Kurländerin war, so lange das Gut Grünhof der Familie gehörte. Seitdem hat kein fürstliches Haupt mehr an den kleinen Badeort gedacht; desto glänzender aber lebt sein Andenken in dem Gedächtnisse einer großen Zahl von Kurländern, welche hier vergnügte Tage verlebten.

Fast zu lange schon verweilst Du, lieber Leser, an diesem kleinen Orte, denn wir haben noch einen gar weiten Weg zu machen, wenn auch selten aufgehalten von menschlichen Niederlassungen. Wieder wandern wir weiter an dem glatt gewaschenen Gestade, den Tannenwald immer zur Linken, bei dem kleinen Drinen vorbei, nach Kesterzeem, einem ziemlich großen Fischerdorfe, in welchem sich sonst auch viele Badegäste niederließen, auf fahlen Sandhügeln in Seeluft und Sommerwärme Ersatz suchend für die zu Hause verlassenen Reize von Wald, Feld und Garten. Hinter Kesterzeem zieht sich der Wald, in den Jahren nach 1860 leider durch die Insektenplage der Nonnen arg verheert, wieder hinaus bis zur Landspitze von Angern, wo eine Kirche nebst dem

zu derselben gehörigen Pastorat und das Gut gleichen Namens mit seinen Bauerhöfen, eine weithin sichtbare Gruppe bilden.

Hinter Angern ist die Küste, ein wenig zurücktretend, ein waldbiger Dünendamm von ungefähr drei Meilen Länge, zwischen dem Meere und dem Angernschen See, und bietet keine andere Abwechslung als einzelne Fischerdörfer, zu welchen aber, unseres Wissens, sich selten Badegäste verirren. Am Ende dieser Strecke, welche bis zur breit vortretenden Landspitze von Markgrafen reicht, liegt die zu Angern gehörige Filialkirche und eine Forstei.

Die weiter wieder einen einwärts gefehrten Bogen bildende Küste nimmt, je mehr wir fortschreiten, allmählig einen andern Charakter an. Die Dünen verflachen sich, oder ziehen sich tiefer ins Land zurück; hier und da treten Felder und Wiesen fast bis an das Meer vor. Das ganze Meeresufer aber ist von einer Anzahl von Steinen bedeckt, unter welchen Granitblöcke von drei Faden im Durchmesser nicht selten sind. Mehr oder weniger dicht gedrängt, bedecken diese Steine, die von den Geologen so genannten „erratischen Blöcke,“ den ganzen Strand in einer Ausdehnung von drei bis vier Meilen, und geben der Gegend ein trümmerhaftes Ansehen, welches fast unheimlich wäre, wenn nicht gerade zwischen diesem in wilder Unordnung umhergeworfenen Steingerölle manch grünes liebliches Rasenplätzchen, mancher schön belaubte Baum sich hervordrängte bis an die Fluth. Weit aus dem Wasser hervor ragen noch einzelne Blöcke, andere erkennt man an den um sie her aufschäumenden Wellen, noch andere tauchen wie Meerungeheuer bei hohl gehender See hervor, während ihre kleineren Genossen dicht am Strande von der beweglichen Fluth immerwährend bespült werden.

Wie weit diese Steinmassen auf dem Meeresgrunde noch zerstreut liegen, vermögen wir nicht zu entscheiden, so wenig wie wir hier darüber grübeln wollen, in welcher der Bildungsepochen unserer Erdoberfläche diese steinernen Fremdlinge auf ihren gefrorenen Rähnen von dem fernen scandinavischen oder finnischen Granitgebirge herüberkamen. Jetzt liegen sie da, bis eine vielleicht eben so ferne Zeit sie wieder zudeckt mit neuen Bildungen, wenn wir Alle, lieber Leser, auch längst zugebedeckt liegen in ihrem mütterlichen Schooß. Ein ganzer Wall solcher Steinblöcke soll sich aufgethürmt, einige Werst vom Strande, mit demselben parallel laufend, durch den Wald ziehen.

In dieser, dem Anscheine nach, unwirthbaren Gegend haben einzelne Besitzer nahe liegender Güter freundliche Niederlassungen gegründet. Man nannte diese Strandgegend vor Alters schon den „rothen Zirkel,“ vielleicht wegen des röthlichen Lehmbodens an manchen Stellen; denn wir möchten ungern eine blutige Veranlassung zu dieser Benennung annehmen. Auch die hier zerstreut liegenden Bauernhöfe wurden häufig von Badegästen besucht. Den Mittel- und Hauptpunkt des „rothen Zirkels“ aber bilden einige freundliche Häuser auf einem grünen Abhange, unweit eines kleinen, tief einschneidenden Baches, dessen Ufer von herrlichen alten Bäumen, meist Erlen, in malerischen Gruppen besetzt sind. Das Bett des über Steingerölle plätschernden Baches bildet ein kleines Thal, welches durch Wege und Stege zu einem lieblichen Waldlabrynth geworden ist, dessen Kleinheit durch die Windungen derselben versteckt ist. Aus den offenen Hallen der Häuser sieht man zwischen schönen Bäumen das blaue Meer, von welchem der grüne Abhang nur durch kleine Kornfelder getrennt ist. Links zieht sich eine herrliche Wiese, von einzelnen alten Erlen und Birken beschattet, und nur durch einen schmalen, mit Tannen besetzten Streifen Sandes vom Meere getrennt, an demselben hin, bis zu den Gärten eines ansehnlichen Bauernhofes, welcher, ebenfalls von prächtigen Bäumen umgeben, dicht an dem steinigen Strande liegt.

Ilmaten heißt der freundliche Ort, und gehört mit seiner ganzen Umgebung zu dem Privatgute Lub-Essern. Seit vielen Jahren schon haben die Besitzer, großartige Gastfreundschaft ühend, heitere Schaaren von Gästen in dieser Colonie versammelt, welche die abgeschlossenen Formen der Häuslichkeit mit der Freiheit des Badelebens vereinigt.

Zwei kleine hölzerne Kirchen, in einer Entfernung von weniger als zwei Meilen von einander, bilden gewissermaßen die Endpunkte des „rothen Zirkels.“ Es sind Filiale der Nurmhaufenschen und der Erwahlenschen Kirche. Hinter der zweiten, der Kirche von Rojen, welche recht malerisch, von hohen Bäumen umgeben, auf den Dünen liegt, mündet ein nicht ganz unbedeutender Fluß, die Roje, ins Meer, welcher, wenn seine Mündung nicht versandet wäre, einen trefflichen Hafen für die Fischerflotte weit und breit böte, da er, ein paar Meilen ins Land hinein, tief genug ist, um große Fahrzeuge zu tragen und

nicht schmaler als mancher schiffbare Fluß in Deutschland. Beide Ufer waren, ehe die Nonnen Kurlands Wälder zu zerstören begannen, von beiden Seiten von dichtem Tannenwald eingeschlossen, welcher unmittelbar am Wasser schönerem Laubholz den Vorrang ließ. Das letztere hat sich auch noch erhalten und bildet köstliche Baumgruppen, die ihre Zweige malerisch über die stille, der hohen bewaldeten Ufer wegen, nie vom Winde berührte Fluth neigen.

Eine Fahrt im Boot, die Roje hinauf, bei röthlicher Abendbeleuchtung gehört zu den schönsten Naturgenüssen, welche das in dieser Beziehung oft verkannte Kurland bietet und würde, wenn der schöne Fluß weniger entlegene Gegenden durchströmte, zahlreiche Liebhaber seiner Reize herbeilocken. Jetzt herrscht die Einsamkeit des Urwaldes an seinen Ufern. Aus dem Innern des nur theilweise gelichteten Forstes kommt das schlanke Reh und das plumpere Glenn hierher um seinen Durst zu löschen. Sogar in der Nähe menschlicher Wohnungen, unweit der Mündung sieht man zuweilen diese Thiere herüber und hinüber schwimmen. Aus dem Meere kommt der Lachs herein und wird von den Fischern, welche die ganze Breite des Flusses mit ihren Netzen sperren können, leicht gefangen.

Am linken Ufer der Roje beginnt das weite Gebiet von Dondangen, zu welchem von hier an die Küste nicht nur fünf Meilen weit bis Domesnees, sondern noch auf der andern Seite der Landspitze eben so weit gehört.

Es ist ein merkwürdiges Stück von Kurland, dieses mit dem neuerlich dazu gekauften Gute Tingen jetzt nahe an 20 □-M. große Majoratsgut Dondangen, mit seinen Urwäldern und seinen Ansiedelungen, seinen cultivirten und nicht cultivirten Gegenden, seiner zusammenhaltenden Küstenbevölkerung und seinen zerstreuten Landbauern. Von dem Innern des Landes aus ist es, als ein weit entlegener Theil der Provinz wenig gefannt; man hört und spricht wenig von demselben, wenn nicht gerade besondere Vorfälle die allgemeine Aufmerksamkeit dahin lenken. Und doch reicht Dondangen mit seiner weit vorgestreckten Landspitze von Domesnees weit in den Verkehr der Völker hinein, doch wird seine Küste von den Seefahrern Europa's und Nordamerika's sorgfältig studirt, und jede Sandbank und jeder etwas

hervorspringende Punkt mit ängstlicher Genauigkeit auf den Seekarten der Ostsee bezeichnet.

So merkwürdig nun das ganze Dondangen auch ist, so bleiben wir, lieber Leser, doch an der Küste, wie wir bisher gethan, nicht nur, weil wir uns vorgesezt an derselben fortzuwandern, sondern auch, weil es langer und sorgfältiger Untersuchungen bedarf, um mit einiger Zuverlässigkeit eine Darstellung von Vertlichkeiten und Zuständen zu geben, welche, wenn auch interessant, doch in einer Epoche der Entwicklung begriffen sind, welche es doppelt schwierig macht ein Bild derselben zu entwerfen. Wir bleiben also an der Küste, und zwar als anspruchlose Wanderer, nicht als Statistiker, nicht als Naturforscher, nicht einmal als Kulturhistoriker, welchen Titel man sich in unseren Tagen doch am leichtesten beizulegen pflegt. Wir sehen, hören und erinnern uns zuweilen an Gesehenes und Gehörtes, das ist Alles, was wir bieten, darum rechne man uns nicht zu genau nach.

Wir betreten das Gebiet von Dondangen, sobald uns eine kleine Fähre nahe an der Mündung der Roje auf deren linkes Ufer gebracht hat. Das Zufließen des süßen Wassers ist im Meere noch in bedeutender Entfernung vom Ufer an der Farbe zu bemerken. Auf dieser Seite des Flusses verschwinden allmählig die Steinmassen, die sich mehr im Innern des Landes ablagerten, und der Strand nimmt seinen früheren, durch Wald und Sand bestimmten Charakter wieder an; nur wird der Wald wilder und ursprünglicher. Der Fahrweg geht fortwährend an der Küste hin, hier und da zwischen den ans Land gezogenen Bötten der Fischerdörfer hindurch. Der Reisende hat die Spitze von Domesnees auf der ganzen Strecke von Rojen bis dahin immer vor Augen; nach Sonnenuntergang sieht man bei klarem Wetter das Feuer der beiden Leuchthürme, deren nach der Landseite gedeckte Laterne, ihr strahlendes Licht übers Meer sendet.

Zwanzig Werst vor Domesnees liegt zwischen den Sandhügeln der Hof Gipken mit seinem Wohnhaus und den Nebengebäuden, in der Nähe die hübsche neue Kirche, vor einigen Jahren statt der alten hölzernen von Stein gebaut und freundlich ausgestattet. Dieser Sand verbietet leider die nächste Umgebung durch Anpflanzungen zu verschönern, für welche übrigens

die Fischerbauern, aus welchen die Gemeinde vorzugsweise besteht, wohl nicht allzuviel Sinn haben dürften. Gipfen ist eine der drei sogenannten Strandkirchen auf Dondangenschem Gebiet und bildet mit der Kirche zu Domesnees und der von Irben ein geistliches Festungsdreieck, welches weit vorgeschoben ist in die stürmische Welt der Leiden und Versuchungen, denen die Fischerbauern durch ihr Gewerbe Preis gegeben sind.

Wenn sich das Leben des ackerbauenden Landmanns in dem engen Kreise bewegt, der von der Saat bis zur Erndte, in immer wiederkehrender Ordnung, fest an Tag und Stunde gebundene Geschäfte bringt; wenn seine Leiden und Freuden sich nur an das Leben in Haus und Feld knüpfen; wenn er im Kampf mit den Naturkräften, nur in geduldiger Arbeit sich dieselben dienstbar macht, wobei er keine Gefahr für sein Leben kennt, als den Blitzstrahl, der die ersehnte Regenwolke durchzuckt, oder von dem gefürchteten Hagelwetter brausend begleitet wird; — so lebt der Fischer an der Küste ein immerwährend bewegtes Leben, wie das Meer selbst, nur selten vollkommener Stille sich erfreuend, im gebrechlichen Rahn über der verderblichen Tiefe, jeden Augenblick Auge und Arm anstrengend, um mit dem kärglichen Lohn seiner Arbeit das Leben des Versorgers den harrenden Seinen zu erhalten. Zu den Wagnissen des Fischers aber, der wenigstens bei heftigem Sturm daheim bleiben kann, haben die Strandbauern an der Dondangenschen Küste an beiden Seiten der Landspitze von Domesnees ganz andere Gefahren zu bestehen.

Seitdem die Häfen der Ostküste des baltischen Meeres die Schiffer aus fernen Ländern herbeiziehen, sind viele Tausende von Menschen an dieser, nicht durch drohende Felsen mit schäumender Brandung, sondern durch den türkischen Sand der weit ins Meer hinausreichenden Küste dem Tode verfallen. Niemand zählte die Fahrzeuge, welche alljährlich hier zerschellt wurden, ehe die leitenden Feuer auf der Landspitze von Domesnees brannten; Niemand weiß zu sagen, wie viele auch nach der Erbauung der Leuchttürme, trotz aller Vorsicht, noch auf den Sandbanken scheiterten. Erst seitdem acht Werst vom Lande, am Ende der gefährlichen Sandbank von Domesnees ein Leuchtschiff seine Anker warf, hat sich die Zahl der Opfer gemindert, welche im Laufe des Jahres ihr Leben an dieser Küste ließen.

Menschlichkeit und eigene oft wiederkehrende Lebensgefahr haben wohl von uralten Zeiten her den Küstenbewohner geneigt gemacht, dem Mitmenschen in der Gefahr beizustehen; Selbstsucht aber hat auch nie verfehlt, aus dem Schaden des Nächsten Vortheil zu ziehen, den Geretteten gelegentlich zu plündern, sich selbst für die gemachten Anstrengungen, für die überstandene Lebensgefahr zu belohnen. Da Gutes und Uebles sich als so mächtige Triebfedern erwiesen, die Bereitwilligkeit der Küstenbewohner, einem gestrandeten Schiffe beizustehen, immer rege zu erhalten, hat von Alters her die Sitte, später die Landesregierung, Pflicht und Lohn geordnet und auch den Fischerbauern für das sogenannte „Bergen“ des Schiffsguts, den Beistand in Strandungsgefahren, gewisse Vortheile zugestanden, die diese, nach menschlicher Weise, zu erweitern meist nicht unterlassen haben. Die Erzählung von den in alten Zeiten selbst in der Kirche vorgekommenen Gebeten um einen „gesegneten Strand“ möchten wir gerne auf den Fischfang allein beziehen, wenn nicht zu allen Zeiten dem rohen Menschen die eigene Nothdurft immer im Vordergrund seiner Lebensanschauungen gestanden hätte.

Auf der ganzen Küstenstrecke, welche den Schiffen gefährlich ist, haben die anwohnenden Bauern die Verpflichtung, jeder Aufforderung zum Beistande sofort Folge zu leisten und, so weit es möglich ist, der Gefahr zu trotzen. Da ihr eigenes Gewerbe sie schon an Wagnisse gewöhnt, haben sie oft Unglaubliches geleistet.

Man begreift, wie mächtig diese Art von Thätigkeit nicht nur auf den Charakter des Einzelnen zurückwirken, sondern wie ganz anders sich auch die Eigenthümlichkeit der ganzen Bevölkerung hier entwickeln mußte, als die der im Innern des Landes wohnenden Bauern. Dieses ist wohl zu erwägen, wenn von der sogenannten Nationalität der Liven, welche als kleiner Ueberrest eines Theiles der alten Bevölkerung unserer Provinzen sich hier bis heute gesondert erhalten haben, die Rede ist. Wenn man von der größeren Energie, der auffallenden Gewandtheit und Klugheit, der Verschlagenheit und ausdauernden Festigkeit der Liven spricht, wodurch dieselben sich von den umwohnenden Letten unterscheiden sollen, vergißt man oft, daß diese Eigenschaften, welche sie unleugbar besitzen, durch ihre Lebensart und ihr Gewerbe erzeugt und genährt werden, und sie nicht nur von

den Landbauern, sondern auch von dem Fischervolke an anderen weniger gefährlichen Küsten unterscheiden.

Wie alle Diejenigen, welche ihren Unterhalt nicht durch stetig fortgesetzte, langsam schaffende Arbeit erwerben, sondern durch kühnes Wagen und rasches Benutzen günstiger Umstände gewinnen, ist auch der livische Strandbauer aller ländlichen Arbeit abgeneigt und bringt nur zu gerne alle Tage, die nicht durch Fischfang, Handelsfahrten oder Rettungsarbeit ausgefüllt werden, in träger Ruhe zu, die ihm die Verachtung seiner landeinwärts wohnenden Nachbarn zuzieht.

Die schwedischen Bewohner der Insel Runo, die estnischen auf Desel und die livischen an der kurischen Küste, welche übrigens des Lettischen vollkommen kundig sind, führen eine sonderbare Sprachennachbarschaft, welche durch beständigen Verkehr mit Schiffen der meisten europäischen Nationen manchen wunderlichen Zuwachs erhalten haben mag.

Der livischen Bevölkerung begegnet man zuerst auf der Hälfte des Weges zwischen Gipten und Domesnees, jenseits eines kleinen Baches, welcher hier seine versandete Mündung hat und sein Dasein dem Abfließen des ehemaligen Wiedel-Sees verdankt, dessen jetzt trockenés Bett in geringer Entfernung vom Meere liegt.

Dieser fünf bis sechs Werste lange und ungefähr zwei Werst breite See, dessen Wasserspiegel dreißig Fuß über der Meeresfläche stand, wurde im Januar des Jahres 1838 durch einen ins Meer mündenden Canal, welcher des lockern Sandbodens wegen ohne große Schwierigkeit gegraben werden konnte, abgeleitet. Augenzeugen erzählen von der wunderbaren Kraft, mit welcher das Wasser des Sees, von seiner Eisdecke gedrückt, in den Canal stürzte, denselben erweiterte und vertiefte, und Massen von Schlamm und Sand, ja ganze Rasenflächen mit Bäumen vom Rande abriß und ins Meer führte. Aus der Beschaffenheit der auf dem Boden des Sees gefundenen steinernen Beile, Hammer und Meißel schließen Alterthumskundige auf eine achthundertjährige Existenz desselben und nach den vielen in der Erde steckenden Baumwurzeln und Stämmen wurde er als alter Waldboden erkannt. Das Wasser eines noch höher gelegenen Sees, welcher jetzt ein baumloser, unfruchtbarer Sumpf ist, soll sich einst in das Becken des Wiedel-Sees ergossen haben, der nun

seinerseits geleert, nach einigen Culturversuchen in einen großen ebenen Heuschlag verwandelt worden ist.

Wir kehren an die Küste zurück und gelangen endlich durch tiefen Sand nach Domesnees. Bei Westwind liegt das Wasser des Meerbusens hier in tiefer Ruhe; geht man aber bis an das äußerste Ende der Landspitze, welche man sich nicht nadelförmig in die Wasserfläche hinreichend, sondern ein paar hundert Schritte breit abgerundet zu denken hat, so wird man tief ins Meer hinein die Wellen aus Westen schäumend an die acht Werste lange Sandbank schlagen sehen, welche hier das Riff genannt wird. Wenn die Brandung auch nicht zurückprallt, wie an felsigen Küsten, so bezeichnet sie doch deutlich den Strich, welchen jeder Schiffer ängstlich zu vermeiden sucht.

In ihrer ganzen Ausdehnung war diese Sandbank schon an sich gefährlich; im Laufe der Jahrhunderte aber haben die auf derselben sich häufenden Schiffstrümmer, indem sie dem lockeren Sande einen Halt bieten, diese Gefahr bedeutend vermehrt. Ein solches über eine Meile von der Küste hinausragendes Riff würde nun wohl alle Schiffe in bedeutentfer Entfernung von sich halten, wenn nicht die beiden Inseln Runo und Desel, deren Umschiffung eigenthümliche Schwierigkeiten haben soll, jene von der nordöstlichen, diese von der nordwestlichen Seite den Seeweg einengten, und die genaueste Beobachtung des richtigen Courses verlangten. So leicht das nun bei der jetzt so ausgebildeten Geschicklichkeit der Seefahrer sein mag, wenn klares ruhiges Wetter dieselben begünstigt, so schwierig bleibt die Aufgabe, besonders für Segelschiffe, wenn der Sturm sie erfaßt oder der Nebel sie misleitet. Für Dampfschiffe ist der letztere Fall wohl der schlimmere, der ohnehin auch den Nutzen der Leuchttürme aufhebt.

Um der Gefahr zu begegnen, welche in nördlichen Gewässern der Nebel bringt, hat die Regierung schon vor einigen Jahren ein Fahrzeug hierher beordert, welches früher Lärm- und jetzt nur Leuchtschiff genannt, am äußersten Ende des Riffs vor Anker liegend, die Schiffer zu warnen hat. Im Anfange hatte es eine sogenannte Lärm-Maschine, welche bei starkem Nebel durch das weithin schallende Geräusch von zusammenschlagenden Metallmassen die Nähe des Riffs anzeigen sollte. Wir lassen es dahingestellt sein, wie viel diese Maschine genügt hat, so

wie wir auch die Frage übergehen: ob der Grund ihres jetzigen Schweigens in einer Störung ihres Mechanismus liegt, oder in dem Umstande, daß sie für die Mannschaft des Schiffes zu einem wahren Marterwerkzeuge wurde, dieselbe deshalb häufig abgelöst werden mußte. Jetzt beabsichtigt man ein durch Dampfkraft erzeugtes Pfeifen aus Röhren, die weit über den Köpfen der Mannschaft angebracht werden sollen,*) an Stelle des früheren Geräusches ertönen zu lassen. Vorläufig indessen schweigt das Schiff, bleibt aber fortwährend eine Wohlthat für alle Seefahrer in dieser Wasserstraße, da das auf demselben allnächtlich brennende Licht das Ende des Riffs jetzt deutlich bezeichnet und durch seine Stellung zu den beiden Leuchttürmen von Domesnees noch außerdem das Auffinden des rechten Weges erleichtert. Um eine Verwechslung mit dem Licht der Thürme zu vermeiden, hat man das auf dem Schiffe brennende durch eine besondere Vorrichtung beweglich gemacht. Wie ein in kurzen Zwischenräumen aufleuchtender Stern funkelt es über der weiten Meeresfläche und Tausende der Vorübersegelnden danken es dem sinnenden Menschengenosse, daß er ein neues Mittel gefunden, die Schrecken der Natur zu überwinden.

Wenn dichter Nebel bei ruhiger See das Licht unsichtbar macht, geschieht es auch jetzt wohl noch oft, daß ein Fahrzeug auf dem Riff sitzen bleibt; wenn es aber nicht mit der Gewalt des Sturmes dagegen geschleudert wird, bleibt es meist unverfehrt und kann mit einiger Mühe wieder flott gemacht werden.

Die jetzt dem Meere zu sich abrundende Sandfläche von Domesnees ist erst allmählig ihrer waldigen Hügel beraubt worden. Wie fast durchgängig am Strande des Meerbusens, trat auch hier sonst der Wald bis dicht ans Meer. Der Nordwestwind aber nagt fortwährend an dieser Küste, wie man bemerken kann, sobald man an den Leuchttürmen vorbei, nach der andern Seite sich wendet, wo man an einer Strecke dicht ans Meer reichenden Waldes, Bäume, Wurzeln und Rasenstücke, kürzlich erst herabgestürzt finden wird. Vor nicht langer Zeit war sogar der eine der Thürme in großer Gefahr einzustürzen, weil sein

*) Das Nebelhorn.

Fundament durch das Wegwehen des ihn umgebenden Sandes wankend gemacht war, und es bedurfte der Errichtung eines starken Bollwerks, um ihm die frühere Festigkeit wiederzugeben.

Der Sand wird an der Nordwestküste, wie im Winter der Schnee, ins Land hineingeweht, und vergebens sind an manchen Stellen alle Anstrengungen der anwohnenden Fischer, ihre Gärten, ja sogar ihre Häuser vor dem Verschüttetwerden zu schützen. Meilenweit hat man hölzerne Zäune, die Dünen hinauf und herab, aufgerichtet, um das Verwehen zu hindern. Hier und da haben Weiden, in Reihen gepflanzt, zum Wurzelfassen gebracht werden können. Obgleich jährlich von Sand bedeckt, wachsen sie aufs Neue in die Höhe und bilden so durch ihre unterirdisch gewordenen Stämme eine feste Vormauer.

Doch wir kehren nach Domesnees zurück. Auf der jetzt flachen Halbinsel wurden wohl schon in sehr früher Zeit Leuchfeuer unterhalten. Es wird noch ein schriftlicher Befehl Augusts II. von Polen an den damaligen Besitzer von Dondangen aufbewahrt, nach welchem im Jahre 1700, zum Verderben der schwedischen Flotte, das Anzünden des Feuers eingestellt werden sollte. Bis zum Jahre 1787 brannte es auf einem eisernen Roste, welcher von hölzernem Gerüste getragen wurde; da erst erbaute man zwei steinerne Thürme, die indessen 1812, während der französischen Invasion auf Befehl des französischen Intendanten in Libau, wieder abgerissen werden mußten. Im folgenden Jahre wieder aufgebaut, stehen sie bis heute, seit 1818 mit Lampen versehen, statt des bis dahin in freier Luft brennenden Feuers. Während der Blokade durch die Franzosen und Engländer in den Jahren 1854 und 1855 waren sie, des hölzernen Oberbaues beraubt, möglichst verdeckt worden, um der Zerstörung der Feinde zu entgehen. Nach dem Friedensschluß erhielten sie ihre heutige Gestalt und Höhe. Die letztere beträgt bei dem niedrigeren, der Küste näheren Thurm 40 Fuß, bei dem andern 70 Fuß.

Die Schiffer hatten für die Wendung um das Riff, ehe das Leuchtschiff an dessen Ende vor Anker lag, den Augenblick zu erwarten, da das eine Licht gerade vor dem andern gesehen wurde. Da man auch jetzt noch allnächtlich die Lampen auf beiden Thürmen anzündet, mögen wohl noch andere Combinationen stattfinden. Bei Tageslicht sind diese Leuchttürme, hier

zu Lande Baaken genannt, in weiter Ferne sichtbar, da ihre Mauern weiß getüncht sind. Ein paar Meilen landeinwärts steht auf einem der sogenannten blauen Berge ein dritter Thurm, der die Bestimmung zu haben scheint, den Schiffen bei Tage als Wahrzeichen zu dienen, da auf demselben nie Licht angezündet wird.

Raum eine Werst von den Thürmen entfernt sehen wir, unweit der Küste des Meerbusens, die hölzerne Kirche von Domesnees,*) grau und mit Moos bedeckt, vielleicht durch die feuchte Seeluft frühe zu solchem greisenhaften Aussehen gekommen, denn der Bau derselben, obgleich 1816 begonnen, wurde erst 1833 vollendet.

Umgeben von dem tiefen Sande der hinter den Leuchthürmen wieder theilweise bewaldeten Dünen, findest Du, lieber Leser, endlich am Ziele unserer Wanderung, eine gegen die Winde aus offener See durch Wald geschützte Dase, den sogenannten Baakenhof von Domesnees, welcher dem jedesmaligen Baaken-Inspector zur Wohnung und Nutznießung abgetreten ist.

Dieses Amt nun legt die Verpflichtung auf, die Leuchthürme in gutem Zustande zu erhalten, die auf demselben befindlichen Lampen nebst den das Licht zurückstrahlenden Metallplatten täglich sorgfältig säubern und poliren zu lassen, das regelmäßige Anzünden des Lichts zu besorgen und die Bedienung und Wache zu beaufsichtigen. Außerdem aber hat der Baaken-Inspector die Pflicht, den Beistand, welchen verunglückte Schiffe zu fordern ein Recht haben, persönlich zu leiten. Sobald ein Hülfesruf gehört wird, muß er die nöthige Zahl der Leute aus den Fischerdörfern, welche ebenfalls zu jeder Hülfleistung verpflichtet sind, herbeirufen und mit ihnen ins Meer hinausfahren. Kein Sturm darf ihn schrecken, keine Gefahr ihn zurückhalten. Nicht nur für die ganze Länge des Riffs, acht Werst weit ins Meer hinein, hat er seine Hülf bereit zu halten, sondern auch für die fünf Meilen von Domesnees nach jeder Seite sich hinziehende Küste von Dondangen.

Wenn durch die neuen Maßregeln, durch das Leuchtschiff ins Besondere, die Gefahr auch vermindert worden, die Strandungen überhaupt seltner gemacht sind, wird man sich doch immer noch kein heiteres Bild von einer Fahrt auf offenem Boot, in

*) Jetzt durch eine statiliche steinerne ersetzt.

dunkler Herbstnacht auf stürmisch bewegtem Meer, machen können, wenn das herausspritzende Wasser auf den Kleidern der Männer zu Eis wird, und ihre Hände an den Rudern erstarren, die das Boot zwischen Eisschollen hindurchdrängen müssen; oder wenn in anderer Jahreszeit strömender Regen das Boot mit Wasser zu füllen droht und das ferne Licht von den Thürmen die dunkeln Fluthen nur noch schauerlicher erscheinen läßt. Da bedarf es fester Männerherzen, um nicht nur der eigenen Gefahr zu trohen, sondern auch noch den Hülfesuchenden mit Umsicht Beistand zu bringen, mit klarem Blick durch Nacht und Graus zu überschauen, was noch zu retten möglich ist, zu entscheiden, was dem Untergange überlassen werden muß.

Der bisherige Baaken-Inspector, welcher, jetzt (1863) im hohen Greisenalter stehend, einem Sohne die Pflichten des lange Jahre von ihm verwalteten Amtes überlassen hat, ward einst, als er mit seinen Leuten und der Mannschaft eines gestrandeten Schiffes, die sich ans Land gerettet hatte, in Begleitung des Schiffscapitains einen Versuch machte, die zurückgelassene Habe der Verunglückten zu holen, bei dem Brack von einem furchtbaren Nordweststürme ergriffen und, trotz aller Anstrengungen seiner Leute, in einer langen, grauenvollen Novembennacht, an die Insel Runo verschlagen, während ein Theil seiner Mannschaft an die livländische Küste in der Gegend von Pernau geworfen wurde, und fünf Matrosen, welche das Brack schon bestiegen hatten, mit demselben untergingen. Schon glaubten die Seinigen ihn verloren, als er nach allen überstandenen Gefahren zwei Wochen nach seiner Abfahrt wohlbehalten nach Hause zurückkehrte.

Nicht das Riff allein indessen bringt den Schiffen Gefahr. Bei herbilichen Stürmen stranden viele an der westlichen Küste, mehrere Meilen von Domesnees in der hier nur sechs Meilen breiten Wasserstraße zwischen der Insel Desel, welche ihr südliches Ende hier weit vorstreckt und ihrer Kalkfelsen wegen sehr gefürchtet wird, und der kurischen Küste, deren Sand noch weit ins Meer hinein gefährliche Untiefen erzeugt. Hier sind es nun die anwohnenden Fischer, welche die Aufgabe haben, den Schiffbrüchigen beizustehen, Leben und Habe derselben zu retten, und die Beispiele todesmüthiger Wagniß bei solchen Gelegenheiten sind nicht selten. Leider wird aber auch die Aneignung fremden

Eigenthums oft für etwas vollkommen Harmloses gehalten und bei Strandungen wie jedes andere Gewerbe unbefangen geübt.

Das Schmuggelwesen würde bei dieser Anschauungsweise der Strandbevölkerung wohl auch überhand nehmen, wenn nicht zur Bewachung der Küste von zehn zu zehn Werst sogenannte Cordonshäuser erbaut wären, die Standquartiere der Militairbesatzung. Auch in Domesnees steht ein solches Haus unweit der Kirche.

Der Verkehr der Fischerdörfer mit der nahen Insel Desel ist ziemlich lebhaft. Bei günstigem Winde macht ein Boot in vier Stunden den Weg dahin. Es hat Jahre gegeben, in welchen die ganze Wasserstraße hier mit starker Eisddecke überfrozen war und ein breiter Weg von hin und her fahrenden Schlitten eingefahren wurde; dagegen hört man aber auch manche traurige Geschichte von verunglückten Versuchen, übers Eis von einer Küste zur andern zu kommen. Im Jahre 1829 hatten sich im Monat April vierhundert Handelsschiffe zwischen Kurland und Desel gesammelt, und mußten acht Tage warten, bis das Eis so weit gebrochen war, daß es möglich wurde, Domesnees zu umschiffen, und auch im folgenden Jahre war das Meer wieder zwischen dem Festlande und der Insel gefrozen.

Mit allen Gefahren des Seelebens, mit aller Rauheit des Klima's ist die Bevölkerung dieser Küste vertraut und weiß dem Nebel zu begegnen; die lange Gewohnheit des Friedens aber hatte sie völlig unvorbereitet gelassen, die Schrecknisse des Krieges zu ertragen.

Als im Jahre 1854 der Beistand der Westmächte dem Türkenkriege eine Ausdehnung gab, welche Niemand erwartet hatte, und eine englisch-französische Flotte in der Ostsee kreuzte und die baltische Küste blockirte, ergriff ein panischer Schrecken die Fischerbauern, und nur mit großer Angst gingen sie ihrem Gewerbe nach, sich immer so nahe als möglich dem Lande haltend. Nur wenn kein feindlicher Dampfer sichtbar war, wagte sich einmal ein Fischerboot auf die hohe See. Die Handelsfahrten nach Riga, welche sonst eine wichtige Erwerbsquelle für die Anwohner des Meerbusens sind, mußten unterbleiben; Böte, die sich hingewagt hatten, sahen sich genöthigt, die Rückkehr aufzugeben. Die Dampfer der Engländer besonders, welche jede kleine Bucht zu kennen schienen, kamen zum Erstaunen der Fischer in die nächste Nähe der Küste, alle Handelsschiffe aber waren

verschwunden. In ängstlicher Spannung sah man das Jahr 1854 zu Ende gehen. Es waren keine Truppen zum Schutze der Küste beordert, weil es unmöglich war, dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung genügend zu beschützen, eine schwache Besatzung aber den Feind nur gereizt hätte. Die stehen gebliebenen Mauern der Leuchttürme wurden mit Lannenzweigen bedeckt, die Böte der Fischerbauern und angrenzenden Güter hinter den Dünen landeinwärts verborgen.

Im Jahre 1855 hielt man es für nöthig, ein Detaschement Baschkiren, welche damals in den baltischen Provinzen erschienen und mit Stauern betrachtet wurden, nach Dondangen zu senden, um einem möglichen Eindringen des Feindes ins Innere einigen Widerstand entgegenzusetzen. Es schien eine Zeit lang, als wolle der Feind die friedliche Bevölkerung schonen. An mehreren Orten kamen Engländer in Böten ans Land; so auch bei Domesnees, wo sie die Baaken trotz der Verhüllung entdeckt hatten. Sie stießen die Thüren derselben, welche sie verschlossen fanden, ein, stiegen auch die Treppen hinauf; da man aber den Oberbau mit den Lampen weggenommen hatte, unterließen sie die weitere Zerstörung und kehrten zu ihren Schiffen zurück, ohne mehr als einige Kleidungsstücke von den Bauern mitzunehmen.

Fortwährend indessen hielten sich feindliche Dampfer in der Nähe von Domesnees auf. Der in Dondangen im Quartier liegende Oberst kam oft in den Baakenhof, beobachtete die Feinde, hielt aber seine Leute ruhig. Die Familie des Baaken-Inspectors, welche sich bei der ersten Landung entfernt hatte, kehrte sorglos wieder zurück, da Niemand weitere Unbill fürchtete.

Man glaubt, daß unterdessen durch Bewohner von Runo, welche kurz vorher auf dem Festlande gewesen waren, die Nähe der Baschkiren, die jetzt in einigen unweit der Küste gelegenen Bauernhöfen einquartiert waren, den Engländern verrathen worden sei, und daß diese außerdem, mit ihren vortrefflichen Fernröhren jede Bewegung auf dem Lande beobachtend, den oft anwesenden Oberst und seine Begleitung erkannt haben mochten.

Am 2. August bemerkte man ungewöhnliche Bewegung auf den Schiffen und bald darauf landeten in zehn großen Böten gegen 400 Engländer, während der Baakenhof, welcher der Hauptgegenstand des Angriffs war, von schwerem Geschütz beschossen wurde. Bomben und Kanonenkugeln durchlöcherten Dach und Mauern. Die dem Meere näher als der Baakenhof ge-

legene hölzerne Kirche wurde von mehreren Kanonenkugeln getroffen, Flintenschüsse durchlöcherten die Fensterscheiben, welche noch heute diese Spuren zeigen; eine Bombe pläzte in der Kirche, wunderbarer Weise aber hielt sich das morsche Gebäude und faßte nicht einmal Feuer, als der Feind, um ein schnelleres Ende zu machen, den Hof, der vorher geplündert worden war, in Brand steckte. Die Bewohner, welche durch die erste friedliche Landung der Engländer sicher gemacht und außerdem von dem Obersten der Baschkiren darum ersucht worden waren, nichts von ihrer Habe wegschaffen zu lassen, hatten, als sie zum zweiten Male das Haus verließen, Alles zurückgelassen, was nun dem Feinde in die Hände fiel. Was nicht auf die Schiffe gebracht wurde, fand man später in der Nähe zerstört. Das Wohnhaus mit allen Nebengebäuden wurde ein Raub der Flammen.

Auch das nahe Fischerdorf wäre niedergebrannt, wenn nicht die Einwohner selbst das Aeußerste gethan hätten, es zu retten. Ein ganz altes Weib rang mit einem feindlichen Soldaten, der einen Beckranz auf das Bretterdach einer Bauerhütte warf, so lange bis es ihr gelang, denselben herunterzuzerren und das neue Anzünden zu verhindern.

Endlich rückten die Baschkiren an, und eröffneten ein Gewehrfeuer, vor dem die Feinde, welche bedeutendere Streitkräfte vermuthen mochten, sich zurückzogen, wie man sagt, einige Verwundete in die Böte schaffend, auf welchen sie bald ihre Schiffe wieder erreichten. Die am Strande gefundenen bedeutenderen Blutspuren indessen hat man wohl mit Recht den Kälbern und Schafen zugeschrieben, welche von den Feinden geraubt und sogleich geschlachtet worden waren.

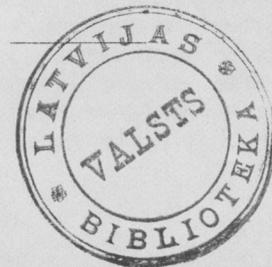
An mehreren anderen Stellen dieser Küste gingen die Engländer im Laufe dieses Herbstes noch ans Land, verbrannten die Böte, die zum Verkauf aufgestapelten Holzvorräthe, in barbarischem Muthwillen leider auch manche Wohnung friedlicher Fischerbauern. Es schienen diese zerstreuten Angriffe mehr ein von den Befehlshabern der Mannschaft gestattetes Vergnügen, eine Zerstreung in der thatenlosen Langerweile der Blokade, als nach einem festen Plan geleitete Unternehmungen zu sein. So wurde ihrer in der Kriegs-Geschichte dieser Zeit kaum erwähnt; im Gedächtnisse des Fischervolkes aber steht dieses Jahr als ein

unheilvolles in der langen Reihe der Friedensjahre, welche nur durch mehr oder weniger reichen Fischfang bezeichnet werden.

Seit mehreren Jahren klagen die Strandbauern über sichtliche Abnahme der Fische an der kurischen Küste, besonders an der Westseite des Landes, und denken mit Schrecken an die Möglichkeit, daß, wie einst die historisch wichtigen Heringschwärme, nachdem sie die Nahrungsquelle reicher Handelsstädte gewesen, durch ihr Wegbleiben deren Verfall herbeiführten, so auch die hier sonst in Massen vorhandenen Strömlinge ganz verschwinden und dadurch große Noth über die Küstenbevölkerung bringen dürften, da der auch weniger ergiebig gewordene Buttengang sie allein nicht nährt.

Wir scheiden von dem Fischervolke mit dem Wunsche, daß diese friedlichen schwimmenden, vielleicht nur für kurze Zeit verschweichten Gäste sich bald wieder einfänden, feindliche Schaaren aber für immer fern bleiben von unserer stillen Küste, damit auch hier, wie im Innern des Landes, die Erzählung von Kriegsereignissen bald zu denen gehören, welche an langen Winterabenden wohl zuweilen noch im Gedächtnisse der Zuhörer aufgefrischt, von späteren Generationen aber allmählig vergessen werden.

Wenn Du mir bisher gefolgt bist, lieber Leser, wenn Dich die Einförmigkeit unseres heimathlichen Strandes nicht abschreckte, die einfache Schilderung nicht ermüdete, so ist Dir vielleicht das Bild dieses Küstensaumes unserer baltischen Provinzen deutlicher vor die Augen getreten als bisher. Ist es doch nur kurze Zeit, daß unsere sonst nur nach außen gewendeten Blicke und Gedanken einkehren bei uns selbst und bald hier, bald da ein Stück unseres Landes, eine Seite unseres Lebens betrachten. Möchte das immer ohne Selbstsucht, mit der liebevollen Absicht geschehen, durch Kenntniß des Landes und seiner Bewohner das Interesse für dieselben zu erwecken und zu nähren.



In

C. Behre's Verlag in Mitau

erschien und ist durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Conradi, Johanna, Die Hauslehrerin in ihrem
Berufe und ihrer Stellung. Broschirt 75 Kop.
Gebunden 1 Rbl.

Conradi, Johanna, Kleine Schriften für das
Haus. Neue Folge. Broschirt 40 Kop.

